

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

81

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

In Miene und Ton des Marschalls drückte sich Verlegenheit aus, aber ich sah wohl, daß, wenn er sich auch schämte, sein Entschluß darum nicht weniger fest war. Dennoch sprach ich zu ihm, wie ich mußte. Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, sein Wort, daran, daß Ihr nicht gezauert hättet, Euren Kopf auf das Spiel zu setzen. Er antwortete durch ein Achselzucken. Ich ließ mich dadurch nicht entmuthigen. Ich appellirte an seine Ehre, seinen Patriotismus. Ich sagte ihm, daß die Niederlage Napoleon's die Invasion bedeute, und wenn wir nicht handelten, würde Frankreich vielleicht mit dem Kaiser untergehen. Ich sah ihn starr an. Da erröthete er und wandte die Augen ab. Aber ich hatte alles begriffen. Dieser Mann, mein lieber Rochereuil, hat vielleicht mit dem Hauptquartier, mit dem Kaiser Alexander, mit den Fürsten unterhandelt. Man hat ihm Versprechungen gemacht und sich ihm gegenüber verpflichtet. Er ist sicher, daß er in den Sturz Napoleon's nicht mit hineingerissen wird. Nicht wahr, wir, die Republik, hätten ihm doch seine bisherigen Einkünfte nicht erhalten? Je länger die Unterredung dauerte, desto klarer wurde mir dies. Ich versuchte eine letzte Anstrengung. Ich wollte ihn erschrecken, ihn wenigstens in Unruhe versetzen, indem ich von Fouché sprach. Da fing er an zu lachen. „Fouché“, sagte er; „aber der ist ja immer damit einverstanden gewesen, daß wir im Falle einer endgiltigen Niederlage der Armee und damit des Kaisers auf das geplante Unternehmen verzichteten. Das ist doch eine endgiltige Niederlage, nicht? Hoffen Sie denn, daß wir unser Leben in einer so ernstlichen Sache auf das Spiel setzen würden, um ein größeres Ueberstürzung ein Resultat herbeizuführen, das die Gewalt der Ereignisse binnen kurzem von selbst bringen wird?“

„Ich fiel von einer Ueberraschung in die andere. Wie! Fouché auch! Fouché, der sich in der Revolution so compromittirt hat, Fouché schmeichelte sich, von den Verbündeten angenommen, von den Bourbons gelitten zu werden? Das ist unmöglich. Ich bemerkte es ihm. Er lächelte.

„Siehst Du, es ist nur zu klar; während diese beiden Männer sich uns verpflichteten, unterhandelten sie mit den Bourbons. Wir waren für sie nur im schlimmsten Falle vorhanden. Ach, Rochereuil, ich habe geweint. Ja, auf mein Wort, ich fühlte, wie große Thränen in meinen Bart rollten. Alles was ich vom Marschall erlangen konnte, war, daß er Euch, wenn Ihr wollt, helfen wird, durch das feindliche Gebiet zu kommen, Euch den Krallen Napoleon's zu entreißen. In der schrecklichen Unordnung, in der wir uns befinden, wird dies leicht sein.“

Rochereuil und Abbé Georget hatten Philopoemen angehört, ohne ihn durch einen Ausruf zu unterbrechen, ohne daß eine Muskel ihres Gesichts sich bewegte. Als er geendet hatte, legte Rochereuil ihm eine einzige Frage vor.

„Auf Deine Ehre und Gewissen, glaubst Du, daß es ohne die Hilfe des Marschalls noch eine Möglichkeit, eine einzige, giebt?“

„Keine“, antwortete Philopoemen. „Wenn Decius noch lebte, wäre es Tollheit, aber es giebt tolle Waagnisse, die gelingen. Da Decius todt ist, giebt es keine Möglichkeit, ich wiederhole es Dir, nicht eine einzige.“

„Es ist gut.“

Rochereuil sprach nur dieses Wort, dann setzte er sich und stützte den Kopf in die Hände.

„Ich werfe mich auf dieses Bett“, sagte Philopoemen zu dem Abbé, ich werde versuchen, eine Stunde zu schlafen, denn ich fühle, daß ich sonst bald ohnmächtig werde. Ueberlegt alles, meine Freunde, und wenn Ihr einen Entschluß gefaßt habt, weckt mich. Ihr wißt, was mir an Kraft bleibt, gehört Euch. Verfügt darüber.“

Dann schritt er wankend auf das Bett im Hintergrund des Zimmers zu und ließ sich hineinfallen. Man schrieb den 22. Oktober, und seit dem 17. Oktober war er ganze Tage lang zu Pferde gewesen und hatte in den Nächten kaum eine oder zwei Stunden geruht. Bald war er tief eingeschlafen.

XXII.

Rochereuil und der Abbé sahen sich mit verzweifelter Miene an. Keiner hatte den Muth, zuerst zu sprechen.

Endlich stand Rochereuil auf.

„Ich werde unsere Freunde suchen“, sagte er. „Wir müssen ihnen die Wahrheit sagen und mit ihnen berathen.“

Als alle fünf beisammen waren, setzte Rochereuil ihnen die Lage auseinander, ohne etwas zu verbergen.

„Meine Herren“, sagte er zum Schluß, „Georget und ich vertreten hier die Zensur der Gesellschaft. Die Statuten ermächtigen uns, allein eine Entscheidung zu treffen, aber der Fall ist zu ernst, und Sie sind zu sehr dabei betheilig, so daß wir diesmal von unserem Recht keinen Gebrauch machen werden.“

Einer der blauen Brüder nahm das Wort.

„Bürger Rochereuil“, sagte er, „es sind zwei Punkte in betracht zu ziehen, zuerst die Sache selbst und dann unsere persönliche Lage. Ich glaube, wir müssen über beide Punkte getrennt verhandeln. Bürger Rochereuil, Sie haben bis jetzt die Leitung des Unternehmens gehabt. Sie kennen seine Stärke und seine Schwäche. Es ist also an Ihnen, Ihre Meinung abzugeben.“

„Es sei“, antwortete Rochereuil. „Wohlan! Was die Sache selbst anlangt, so ist alles in Gefahr, alles verschoben, aber nichts verloren. Bis zu Napoleon zu gelangen ohne die Hilfe, welche wir hier bei einer mächtigen Persönlichkeit finden sollten, ohne den Freund, den wir verloren haben, ist unmöglich. Decius ist todt, meine Herren, er ist bei Mördern getödtet worden. Der Marschall verräth uns. Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben, die Thätigkeit in der Armee und durch die Armee ist uns künftig unmöglich gemacht. Sehen Sie den Offizier, der dort, von Müdigkeit überwältigt, auf dem Bette schläft? Er ist der letzte, der uns von unsern Militärsektionen bleibt, der letzte, hören Sie wohl: es bleibt uns niemand als er!“

Hier bebte Rochereuil's Stimme wider Willen. Man sah, daß er sich Gewalt anthat, um seine scheinbare Unbeweglichkeit zu bewahren.

„So besteht also“, fuhr er fort, „über den ersten Punkt kein Zweifel. Alle unsere Anstrengungen müssen sich jetzt auf Paris richten. Es ist ein beträchtliches Stück Arbeit, eine schwierige Aufgabe! Alles muß von vorn angefangen werden.“

„Aber“, fragte der blaue Bruder, der schon gesprochen hatte, „sollten die Pariser Sektionen nicht zu gleicher Zeit mit uns vorgehen?“

„Glücklicherweise nicht; der Führer des Aktionskomitees wird sich nicht eher rühren, als bis er Nachrichten von uns erhalten hat. Es wird sogar gut sein, Bürger, daß einer von Ihnen sich aufmacht und ihm mittheilt, was wir eben beschließen. Ach, alles versagt mit einem Male, und wir sind ausschließlich auf unsere eigenen Kräfte angewiesen! Die französische Armee kann sich nicht mehr halten. Sie wird sich an den Rhein zurückziehen. Die Bataillone, die in diesen drei Schlachttagen vernichtet worden sind, waren die Reserve Frankreichs. Es giebt keine Männer, keine jungen Leute mehr. Frankreich ist erschöpft. Es hat den letzten Mann und den letzten Sou hingegeben. Bonaparte wird keine neue Armee aus der Erde stampfen können. Wenn selbst Männer dazu vorhanden wären, so würde ihm die Zeit dazu fehlen, denn die Verbündeten werden ihn nicht Athem schöpfen lassen. Sie wissen jetzt, wie man mit diesem Gegner umgehen muß. Sie sind im stande, erst vor Paris Halt zu machen. Ein neuer Feldzug wird vielleicht genügen. In dieser Stunde ist Napoleon besiegt; er wird sich nicht wieder anrassren. Die Marschälle und Fürsten des Kaiserreichs suchen schon das Hinterspörtchen. Heute Morgen sprach man in einer Gruppe von Offizieren darüber, daß Murat die Armee verlassen und nach Italien zurückkehren würde. Ja, Bonaparte ist verloren, und um seinen Sturz mit anzusehen, brauchen wir nur ruhig die Arme zu verschränken und zuzusehen. Doch wenn Bonaparte vom Auslande besiegt ist, so bedeutet das soviel wie die Zerstückelung Frankreichs und die Restauration der Bourbons! Wollt Ihr das? Kämpfen wir für dieses Resultat seit zehn Jahren?“

„Nein, nein!“ riefen die blauen Brüder wie aus einem Munde.

„Wir sind einig, Bürger. Unerwarteter Verrath ver-

urtheilt uns hier zur Unthätigkeit. Es sei, die blauen Brüder werden jetzt in Paris selbst vorgehen. Eine Ueberrumpelung ist dort ebenso leicht wie hier. Aber, meine Herren, bevor wir weiter gehen, müssen wir in unserem und der Sache Interesse an uns denken, die hier auf verlorenem Posten stehen. Ich verhehle Ihnen nicht, unsere Lage ist ernst.

„Ja, unsere Lage ist ernst. Männern, wie Sie es sind, verhehlt man die Wahrheit nicht. Für den Augenblick haben wir hier nichts zu fürchten. Aber in einigen Tagen, morgen vielleicht schon, wird es nicht mehr so sein. Sie wissen, daß wir überwacht wurden und zwar durch die Polizei des Herzogs von Rovigo und die des Kriegsministers. So vorsichtig wir gewesen sind, so kann unsere Reise durch Frankreich und einen Theil Deutschlands doch signalisirt worden sein. Aber hier liegt nicht die größte Gefahr. In demselben Augenblick, da wir uns auf den Weg machten, ließen fünf unserer Brüder sich freiwillig verhaften, um die Polizei auf eine falsche Spur zu leiten in dem Falle, daß unser Plan und unsere Abreise signalisirt worden wären. Dieses Manöver, das vor der Ausführung unseres Planes vortrefflich war, wird jetzt, da wir gescheitert sind, eine lästige Fessel. Unsere Freunde werden sich genau an die Instruktion halten, dessen bin ich sicher. Nichtsdestoweniger hat die Polizei durch sie den ersten Ring unserer Kette in der Hand. Endlich, und das ist die größte Gefahr, genügt ein Zufall, ein unbedeutender Zwischenfall, um unsere Flucht aus dem Gefängniß bekannt zu machen.“

„Mit diesen verschiedenen Thatsachen hat die Polizei genug Material in Händen, um uns einen Prozeß zu machen und vor ein Kriegsgericht zu stellen.“

„Unter diesen Verhältnissen, Bürger, ist es für Sie das Richtige, ins Ausland zu gehen. Das wird nicht schwer sein. Philopoemen wird Ihnen die Mittel angeben, wie Sie durch das von den Verbündeten besetzte Gebiet kommen. Einer von Ihnen nur wird nach Paris gehen — Georget und ich sind zu bekannt, zu sehr kompromittirt. Es ist unerlässlich, daß das Aktionskomitee benachrichtigt werde. Wählen Sie unter sich, Bürger, wen Sie mit dieser gefährlichen Mission betrauen wollen, ich werde ihm Anweisungen geben, mit deren Hilfe er im Komitee empfangen werden wird.“

Die drei blauen Brüder beriethen sich einen Augenblick durch Blicke. Dann nahm einer das Wort:

„Wir haben nicht zu wählen, Bürger Rochereuil, sagte er. „Wir gehen alle drei nach Paris.“

„Warum alle drei? Einer genügt; der opfert sich schon.“

„Haben Sie nicht eben erst gesagt, Bürger Rochereuil, daß Paris künftig das Aktionsgebiet werden soll?“

„Ja.“

„Unser Platz ist also in Paris, und wir gehen alle drei so gut und leicht verbirgt man sich nirgends als in der großen Stadt, und nach England gehen und mich dort langweilen, — nein! Es ist also abgemacht, Rochereuil, wir reisen alle nach Paris ab, denn ich denke nicht, daß Sie Lust haben, nach Poitiers zurückzukehren und dem Wolf in den Rachen zu laufen, und ich kenne Sie zu gut, als daß ich mir vorstellen könnte, Sie wollten auf die Mitarbeit verzichten und den Kampf fliehen. Also, meine Herren, vorwärts nach Paris, bleiben wir nicht erst lange hier. Seit Bonaparte seinen Einzug gehalten hat, wimmelt es hier von Gendarmen.“

Die blauen Brüder gaben durch Zeichen ihre Einwilligung zu verstehen.

Rochereuil stand auf und drückte seinen Gefährten die Hand.

„Die Republik sagt Euch Dank für Eure Hingebung, für das, was Ihr noch einmal für unsere Sache wagen wollt. Es ist ein Kampf ohne Raft und Erbarmen; entweder gehen wir unter oder wir siegen! Reist also ab; ich werde noch in dieser Stunde mit einem von Euch sprechen und ihm meine Vollmacht übertragen, denn, Bürger, ich werde Euch nicht folgen: ich kehre nach Poitiers zurück.“

Bestürzt nahmen die blauen Brüder diese Erklärung auf. Nur Abbé Georget nickte zum Zeichen der Billigung.

„Denken Sie wirklich daran, Rochereuil?“ jagte einer der blauen Brüder. „Das heißt ja, einem gewissen Tode entgegen laufen.“

„Nein,“ antwortete Rochereuil. „In jedem Falle liegt der Schwerpunkt der Frage nicht da. Die Pflicht ruft mich nach Poitiers. Unsere Freunde, Bruder, sind auch in Gefahr. Was ist seit unserer Abreise geschehen? Ich weiß es nicht. Aber sie können in Todesgefahr sein. Sie würden für uns

büßen müssen, und das will ich nicht. Ich allein kann sie retten, und ich werde sie retten!“

„Sie werden sie nicht retten, Rochereuil; Sie opfern sich unnütz. Wenn die Polizei Bonaparte's einmal Hand an Sie legt, sind Sie verloren ohne Rettung. Sie werden zu grunde gehen und Ihre Freunde nicht retten.“

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Wucherpedants.*)

Es ist allgemein bekannt, daß der Wucherswindel nirgends dreister und raffinirter blüht, als in Berlin, wo eine neue Straße nach der anderen mit prunkenden Miethspalästen nur so aus der Erde wächst und heute gewaltig ausgedehnte, hohelegante Stadtviertel mit vornehmen Avenuenen, stolzen Kirchen und reichgeschmückten Plätzen sich erheben, wo noch vor wenigen Jahren sandige Felder und dürftige Wiesen mit Sumpfsgräben lagen, an denen zerkaute Erben und Weiden ihre Leben vertrauerten, durch die Großstadtlust verdorbene Nester der erusten, schönen, märkischen Haide. Die Tagesblätter ergehen sich fortwährend in bitteren Klagen über den Schwindel, der bei diesem Wunsieber täglich mit unterläuft. Er ist auch schon längst eine stehende Rubrik in den Gerichtsverhandlungen geworden. Er ist eins der Krankheits Symptome des übermäßig schnellen Wachstums des Großstadtkörpers. Wer den Schaden davon trägt, das sind aber sehr oft nicht die mit ihrem Kapital bei den Bauten Beteiligten, sondern die kleinen Leute, die Bauhandwerker, die Schweiß und Mühe und theuer erkaufte Material hergaben. Sie haben das leere Nachsehen. Außer, der Wucherer war ihnen persönlich gut bekannt. Wie selten ist das aber der Fall! Die Schwindermethode, nach der die Bedauernswerthen ruiniert werden, ist zwar im Einzelnen manchmal etwas abweichend, in den Grundzügen aber immer sich gleich.

Es giebt Bauunternehmer, die keinen Pfennig besitzen und nur vom Schwindel leben. Durchtrieben schlüpfen sie zwischen allen Paragraphen des Strafgesetzes durch und beginnen ihre Manöver nach jedem „Geschäft“ wieder an irgend einem anderen Punkte der riesigen, viele Meilen umspannenden Peripherie Berlins mit seinen zahllosen Vororten. Eine ihrer schändlichsten Komödien besteht darin, daß sie den Reichen und den Armen spielen. Vor Beginn eines Baues fahren sie in seiner Kutsche bei den Bauhandwerkern vor und empfangen sie dann in einer vornehmen, mit augenfälligem Luxus ausgestatteten Wohnung. Haben die Handwerker dann in fröhlicher Hoffnung einige Wochen gebaut und auch ihre Bezahlung immer richtig erhalten, so stellt der reiche Wucherer plötzlich unter allerlei glaubhaften Vorwänden die Zahlungen ein. Die Handwerker arbeiten aber trotzdem fort, um das Haus rasch unter Dach und Fach zu bringen, weil das halbferlige Haus bei einem Zwangsverkauf zu einem Spottpreise versteigert würde, bei dem sie nicht zu ihrem Geldelämen. Bevor sie jedoch ganz fertig werden, tritt der Konkurs ein. Das halbferlige Haus fällt dem Manne zu, der die erste Hypothek auf das Grundstück besaß, und zwar nur für den Betrag dieser Hypothek. Er war der Hintermann des Bauherrn und hatte ihm die in der Hypothek einbegriffenen ersten Baugelber gegeben. Natürlich bezahlt er seinen Kumpeln, den Bauherrn, gut. Die Handwerker haben fast umsonst gebaut und können noch froh sein, wenn der neue Besitzer durch sie, aber aufs billigste, den Bau vollenden läßt. Kommen sie bei der Konkursöffnung mit ihren Rechnungen zu dem Bauherrn gelaufen, so empfängt der sie in einer elenden Stube mit traurigem Stuhl, Tisch und Bett und erklärt sich selbst feindselig für völlig vernichtet. Die kostbare Wohnung, die glänzende Kutsche gehören mit zum unantastbaren Vermögen seiner Frau, der er alles Erbentete übertragen hat. Gerichtlich läßt sich der Betrag nicht festgreifen. Die Flüche der oft zu Grunde gerichteten Bauhandwerker lassen den frechen Gauner taft.

Diese raffinirten Schwindeleien in Berlin vom Ende des 19. Jahrhunderts sind jedoch im Grunde nichts Neues. Sie wurden in derselben Weise, nur auf anderem Gebiete, schon vor mehr als hundert Jahren in Paris betrieben. Der Berliner Bauwucher erinnert lebhaft an ein höchst interessantes Buch, an des französischen Schriftstellers Louis Sebastian Mercier Tableau de Paris (12 Bände, 1781—88), eine ungemein sesselnde Schilderung der Sitten vor der Revolution, und zwar von solch' treffender Wahrheitsstreue, daß der Verfasser, von der Polizei verfolgt, nach der Schweiz und nach Deutschland fliehen mußte. Erst nach acht Jahren, beim Ausbruch der Revolution, konnte er nach Paris zurückkehren. Ein Kapitel dieses „Gemäldes von Paris“ schildert die sogenannten „Wuchergläubiger“. Diese Wucherer, die, gerade wie die kapitalistischen Hintermänner der Berliner Wucherswindler, selbst ihr Gewerbe für zu schändlich hielten, als daß sie selbst offen es zu betreiben wagten, bedienten sich meistens besonderer Mäler bei ihren Spekulationen. Sie wohnten sämmtlich in der Umgebung der Fruchthallen. Denn auf die „Damen der Halle“ hatten es die Wuchergläubiger abgesehen. Diese Marktfrauen handelten im kleinen mit Früchten, Zugemüsen, Fischen und dergleichen. Um nun ihren geringen wöchentlichen Bedarf an Makrelen, Erbsen, Johannisbeeren, Kirichen, Birnen und anderen gerade marktgängigen Waaren einzukaufen zu können,

bedurften sie häufig des Vorschusses von 6 Livres (ungefähr 4,50 Mar.). Das ließ ihnen der Bucherer durch Vermittlung der Makler, aber unter der Bedingung, daß ihm die Schuldnerin am Ende der Woche dafür 7 Livres und 4 Sous zurückbringe. So trugen ihm die 6 Livres, wenn er damit fortarbeitete, das Jahr hindurch fast 60 Livres, also das zehnfache ein. Und es gab damals in Paris sogar sehr reiche Herren, die ihr Geld auf solche Weise wuchern ließen.

„Was muß wohl?“ sagt Mercier, „hierbei am stärksten aufpassen? Die außerordentliche Bedrängnis dieser Kleinverkäuferinnen, die nicht einmal 6 Livres zu ersparen vermögen, oder das sich immer gleichbleibende Glück eines so abscheulichen Bucherers? Diese Darleiher wissen recht gut, wie sehr die Seltenheit des gemünzten Geldes von Tag zu Tag unter uns zunimmt, seitdem die zahlreichen öffentlichen Auktionen dessen Umlauf gehemmt haben. Sie verkaufen also ihr Geld, so hoch sie es verkaufen können. Hierbei ist die Thatfache eben so gewichtig, daß man desto weniger ohne bares Geld etwas auszurichten vermag, je ärmer man ist. Für den Dürftigen giebt es keinen Kredit. Und aus demselben Grunde, aus dem grade er den Wein und das Fleisch theurer als der Prinz von Gébüt bezahlen muß, ist er auch genöthigt, sechs Livres für einen himmelschreienden Preis zu erkaufen. Eben hierin liegt der Grund, warum der Arme so schwer und selten aus dem Abgrunde sich wieder herausarbeiten vermag, in den er einmal versunken ist. Er gleitet mit Händen und Füßen ab, wenn er sich herauswinden will. Denn es ist wirklich schwerer, mit fünf Sous sechs Franken vor sich zu bringen, als mit zehntausend Livres eine Million zu gewinnen. Jene Bucherer verlassen sich nicht immer auf ihre Makler oder sonstigen Mittelkzämänner allein. Sie sind neugierig genug, den Haufen ihrer ewigen Schuldnerinnen, durch die sie bereichert werden, selbst zwei- bis dreimal des Jahres zu sehen, um sich aus eigener Ansicht sowohl von der Lage dieser Personen, als auch von der Thätigkeit der Makler zu unterrichten. Der Mann, der ein scharlachrothes Kleid, goldene Tressen, einen Stock mit goldenem Knopfe trägt, nicht anders als in seiner eigenen Equipage fährt, einen kostbaren Diamanten am Finger schimmern läßt, das Theater besucht und in vornehme Gesellschaften geht, — derselbe Mann zieht zu gewissen Tagen im Monat einen abgesehenen Rock, alte Schuhe und gestrickte Strümpfe an, läßt seinen Bart wachsen, färbt die Haare und wacht sich weiße Augenbrauen. Dann begiebt er sich in ein abgelegenes Haus, in einen Saal, in dem nichts als eine elende Tapete, ein Reisebettchen, drei Stühle und ein Kreuzifix sich befinden. Hier giebt er gegen sechzig Fischweibern, Krämerinnen und Obsthändlerinnen Audienz, worauf er ihnen mit entscheidendem Tone sagt: „Ihr seht, gute Leute, daß ich nicht reicher bin als ihr. Hier sind meine Möbel. Da ist mein Bett, in dem ich schlafe, wenn ich nach Paris komme. Ich gebe Euch mein Geld auf Euer Gewissen und auf Eure Religion. Ich habe keine andere Handschrift. Und ihr wißt es, daß ich euch gerichtlich nicht belangen kann. Ich leihe eurem Gewerbe den besten Dienst. Und da ich so freigebig mit meinem Zutrauen bin, so muß ich auch meine Sicherheit haben. Ihr müßt demnach alle für einander bürgen und mir vor diesem Kreuzifix, dem Bilde unseres göttlichen Erlösers, schwören, daß ihr mich nicht in Verlust bringen, sondern mir das redlich wieder erstatten wollt, daß ich euch anvertrauen werde.“ Hierauf heben dann alle Fischweiber und Obsthändlerinnen die Hände empor und schwören, daß sie diejenige unter ihnen erdroffeln wollen, die mit der Bezahlung nicht redlich Wort halten werde. Der schlaue Bucherer fragt dann nach den Namen der Weiber und giebt jeder sechs Livres mit den Worten: „Ich gewinne das nicht, was ihr gewinnt. Das versteht sich.“ Die Versammlung geht auseinander und der Menschenfreund bleibt mit zwei Kundschaften allein, denen er nach abgelegter Rechnung ihren Lohn auszahlt. Am andern Morgen fährt er in einem schönen Wagen durch die Hallen. Kein Mensch erkennt ihn wieder, denn er ist ein durchaus anderer Mann. Von Glanz umgeben, wird er in der besten Gesellschaft aufgenommen, und hier spricht er oft an der Ecke eines marmornen Kamins von den Freuden der Wohlthätigkeit und des menschlichen Erbarmens. Niemand streitet ihm die Redlichkeit, die Ehre und sogar eine gewisse Freigebigkeit ab. Und während so über ihn geurtheilt wird, schröpft und saugt er, bald unsichtbar, bald gegenwärtig, auf vier bis fünf verborgenen Schlupfwinkeln das Mark und Blut des armen Volkes aus.“

Nach solchen Schilderungen versteht man erst das hafs- und wutherküllte Treiben der „Damen der Gasse“ während der Revolution. Es war nur Mache an ihren Peinigern und deren wahren und vermeintlichen Helfershelfern. . . .

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Flora Japans sprach in der letzten Versammlung des Botanischen Vereins in München Dr. D. Löw, der vier Jahre lang als Professor der Agriculturnchemie an der Universität in Tokio wirkte. Die Flora von Japan stellt ein Gemenge von subtropischen und nördlichen Formen dar; der Reis wächst neben der Gerste und Kartoffel, Thee und Bambus neben Fichten- und Pflaumenbäumen. Während der Sommer im Juli und August heiß und feucht ist und der Südwind weht, herrscht monatelang im Winter ein heftiger, trockener Nordwind, kommen Spätschneen im

mittleren Japan noch im Mai manchmal vor, welche den Maulbeer- und Theepflanzungen sehr großen Schaden zufügen. Man muß sich wundern, wie bei den so rauhen Wintern subtropische Formen überhaupt möglich sind. Unser Glieder und Klostlantien nach Japan verpflanzt, kommen bei Tokio nicht zur Blüthe, vielleicht wegen zu großer Trockenheit des Frühjahrs. Wiesen in unserem Sinne giebt es im Flachlande nicht; wo keine Felder wegen zu unebenen oder steinigten Terrains angelegt werden können, sind entweder kleinere Waldungen von Cryptaneria oder Bambus angelegt oder wächst ein hohes steifes Gras, Aranditaria japonica, welches als Futter für Thiere nicht zu brauchen ist und lediglich als Streumittel dient, oft auch einfach weggebrannt wird. Dieses Gras verbreitet sich durch Ausläufer sehr rasch und wird vielfach sehr lästig, indem gutes Futtergras verdrängt wird. Erstaunlich ist die Blüthenfülle der Kirschbäume; an einem Zweig von 28 Zentimetern wurden 152 Blüthen gezählt. Diese Blüthenpracht steht mit dem Ausbleiben der Fruchtbildung im Zusammenhang, indem die Reservestoffe sich in sehr hohem Grade ansammeln. Die japanische Gärtnerkunst hat jene Blüthen zu gefüllten umgestaltet und sehr vergrößert. Viele japanische Baumarten gedeihen an der atlantischen Küste Nordamerikas weit besser, als die entsprechenden europäischen Arten. Staunen muß man über die große Sorgfalt und Mühe, welche der japanische Bauer auf seine Felder verwendet; wer die rationellen, auf Drainage und Durchlüftung des Bodens, sowie auf den Schutz gegen die mechanischen Verletzungen der Saaten durch die heftigen Winde bezüglichen Maßnahmen betrachtet, kann der Ueberlegung jener Bauern seine Anerkennung nicht verjagen. Die Stallung des Bodens ist bei der allgemeinen Kaltarmuth desselben eine sehr rationelle Maßregel, die seit uralter Zeit dort geübt wird. Rein Bodenchemiker hätte etwas Besseres vorschlagen können. Schutzwaldungen an der Meeresküste gegen Seebeben, und auch im Innern des Landes wurden schon vor alter Zeit gepflegt. Man hatte unter anderem einen größeren Fischreichthum an den bewaldeten Küsten bemerkt, als an den fahlen. Bei dem letzten großen Seebeben zeigte sich in ekkatanter Weise der Schutz der Wälder für die dahinter liegenden Ortschaften. Einiges Interesse verdienen noch die uralten meist auf Anhöhen liegenden Tempelwaldungen, welche in der neueren Zeit verstaatlicht wurden und auf weithin den Sitz eines Tempels verrathen. —

Theater.

Das Residenz-Theater führte am Sonnabend das italienische Schauspiel „Dorina“ von Gerolamo Novetta zum ersten Male auf. Die französischen Schwänke verlangen nicht mehr, also sucht Direktor Brandt bei den jungen Italienern Zuflucht. Der Name Novetta ist in Deutschland nicht mehr unbekannt. Sein Drama „Die Unehrliehen“ ist viel gegeben worden. Künstlerisch ist Novetta zu Komprowissen geneigt. Er trägt gern ein wenig „Verisimilité“ vor, das heißt Wahrheitschilderung, im übrigen bleibt es bei alter französischer Theaterschule im Stile Sardous. So ist es auch in seiner „Dorina“. In eine herbe Satire scheint dies Drama auszufließen, und sein wesentlichster Inhalt stützt sich doch auf äußerlich spannende, mitunter ganz triviale Bühneneffekte. So zerfällt das Schauspiel förmlich in zwei Stücke. Eines will eine bittere soziale Studie sein, das andere, räumlich umfassendere sieht einem Mährdrama zum Verwechseln ähnlich. In „Dorina“ ist der Roman des alleinlebenden Mädchens erzählt. Im Hause einer italienischen Baronin ist die schöne Dorina Gouvernante. Sie hat es dem Sohn der Baronin, dem jungen „Nidi“ angethan, und als die Geschichte ernst zu werden droht, jagt die kluge Mutter, um den Sohn zu retten, das arme, schuldlose Mädchen aus dem Hause. Der Nidi soll sich für eine taugliche, also für eine goldschwere Ehe vorbereiten und, damit er seine Dorina vergesse, sorgt seine gute Mama um mannigfache Zerstreuung für den Herrn Sohn. In wenigen Monaten ist Nidi zum vollendeten Taugenichts umgewandelt und Dorina hatte indessen ein böses Martyrium zu bestehen. Eine Stelle findet sie nicht mehr; sie will, da sie prächtige Stimmittel hat, zur Opernbühne gehen. Jetzt fängt erst das Glend an. Dorina kämpft gegen Ausbeuter, Kuppler und gegen die schlimmste der Kanakien, einen Theateragenten; in ihrer höchsten Noth wendet sie sich an den Baron Nidi, der sie ins Mailand ausgesucht hat. Der aber ist inzwischen „flug“ geworden und hat für ihre Seelenangst nur ein kaltes Lächeln übrig. Durch ein Geldgeschenk empört er Dorina vollends, und in ihrer Verzweiflung verkauft sich Dorina.

Auf dem Theater kommt sie, wie das zu gehen pflegt, danach vorwärts. Sie ist in Rom eine vielbegehrte Sängerin, hat einen greifen Herzog, der für ihre Luxusbedürfnisse sorgt, und zugleich einen Kavallerie-Lieutenant zur Hand; kurz, sie lebt ungebunden. Nun erfüllt sich die Satire. Der Baron Nidi fängt aufs neue Feuer; Dorina martert ihn und läßt ihn zappeln, bis die Versorene ihren höchsten Triumph erlebt und Baronin Dori, die Gattin des adelsstolzen Nidi wird. Dorina ist eine Rolle für weibliche Wandervirtuosen. Hier wurde sie von Fr. Frauendorfer gespielt, die unendlich sentimental werden kann, wenn sie Mährszenen geben soll. Sehr gewandt und anschaulich spielte Herr Böttcher den flug gewordenen und wieder thörichtigen Nidi. Das Publikum war zum Beifall gestimmt, wurde aber nicht sehr warm. — Eine hausbackene Planderei aus dem Eheleben Neuvermählter, die Vertheidigung der Zigarre für den Herrn des Hauses, ging Novetta's Schauspiel voran. „Vice versa“ heißt das Ding, sein Verfasser ist Ernst Hallenstein. —

— „Die Bürgermeisterwahl“, eine ländliche Komödie von Max Burghardt, dem Direktor des Hofburgtheaters, hat bei der Gstaufführung am Wiener „Deutschen Volkstheater“ einen starken Erfolg gehabt. —

Musik.

— Linden-Theater. Der Todtensonntag hat auch die Muse dieser Bühne tragisch maskirt; anstatt Offenbach die äußere Komantik von Auber's „Maskenball“. Warum gerade für den Gedentag der Todten dieses in der melodischen Erfindung und dramatischen Kraft gleich mittelmäßige Werk des Autors des „Fra Diavolo“ und der „Stimmen von Portici“ ausgegraben wurde, bleibt uns um so räthselhafter, als sein gezierter, koloraturbeschwertes Stil Operetten-Gesangskräften unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten mußte. Im Vergleiche mit dem Verdischen „Maskenballe“, in welchem bei ganz gleichem Szenengefüge und tragischem Inhalte anstatt des Schwedenkönigs Gustav III. durch Ankarström, der Gouverneur von Boston durch seinen Freund Renato erdolcht wird, verliert Auber's Oper jeden lebensvollen Bühnenwerth. Bei Verdi die Unerlöschlichkeit melodischen Reichthums und der forttreibende Zug des geborenen Bühnengenius, der selbst vor gefundenen Trivialitäten nicht zurückschreckt, bei Auber, mit alleiniger Ausnahme des dritten Finales, theils ein müdes, nichtsagendes Phrasiren, theils ein ohnmächtiges, krampfhaftes Streben nach tragischer Aufgereiztheit mit Federmanns Gedanken. Der sprudelnde und graziöse Geist, welcher im „Diavolo“ und „Schwarzen Domino“ lebt, die aufreizende dramatische Wahrheit der „Stimmen“ löst nur in wenigen Momenten aus der Partitur dieser, wahrscheinlich weniger aus künstlerischer Inspiration, als zur Bedienung virtuoser Gesangkünstler geschaffenen Oper hervor. Die Mitglieder des Linden-Theaters waren mit Eifer an die Bewältigung der ihr gesung-künstlerisches Vermögen weit übersteigenden Aufgaben geschritten; es wäre unbillig, einen Versuch, der unmöglich gelingen konnte, ernsthafter Kritik zu unterziehen. Sie waren, alle die fleißigen Herrschaften, zur Ueberwindung der pathetischen Langeweile Auber's kaum die berufenen siegreichen Kunsthelden. Es war ein Opern-Todtensonntag im Operetten-Theater! De mortuis nil nisi bene!

— Ein Preisausschreiben für Komponisten. Der Besitzer des Bösendorfer-Saals in Wien, Ludwig Bösendorfer, hat für die Komposition von neuen Klavierkonzerten mit Orchester 4000 Kronen, abgetheilt in drei Preise (2000, 1200, 800), ausgesetzt. Letzter Einbringungstermin ist der 1. Juli 1898. Die Konkurrenz ist frei für alle Länder und Nationen; die Werke bleiben Eigenthum des Komponisten. —

Kunst.

— Der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen zu Düsseldorf hat den Professor Gustav Eilers zu Berlin mit der Hersteinung eines Kupferstiches in großem Maßstabe nach dem in der kgl. Gallerie zu Dresden befindlichen Gemälde von Correggio „Die heilige Nacht“ betraut. —

Aus dem Thierleben.

— Das älteste Thier des Zoologischen Gartens in Hamburg, ein Gänsegeier, Gyps fulvus Gm., ein Vogel, der bereits vor Eröffnung des Gartens, am 6. September 1862, ankam, also mehr als 35 Jahre im Hamburger Garten lebte, ist vor acht Tagen mit dem Tode abgegangen. Seine Stelle ist sofort durch ein junges sehr hübsches Thier gleicher Art besetzt worden. Die Hamburger Raubvogelsammlung enthält noch eine Reihe anderer alter Thiere, so einen schönen Kondor, Sarcorhamphus gryphus L., den Kapitän Nehsen vor 26 Jahren am 21. November 1871 schenkte, einen Lappengeier, Otogyps calvus Sep., der am 16. Juni 1877 gekauft wurde, also auch bereits mehr als 20 Jahre zu den Bewohnern des Zoologischen Gartens gehört. Betanulich erreichen unter den Vögeln auch die Papageien ein hervorragendes hohes Alter. Die Sammlung des Zoologischen Gartens enthält einen Kasenakadu, Cacatus nasica Temm., der am 28. November 1862, also vor 35 Jahren, und einen Bühl-Kakadu, C. pastinator Gld., der am 22. August 1864, also vor 33 Jahren gekauft wurde. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die große Eiche, die sich in dem Garten des neuen katholischen Krankenhauses zu Soest befindet, war schon über 50 Jahre alt, als die Soester Fehde (1444) tobte, und steht noch heute in kraftvoller Schönheit da; kaum, daß in den oberen Zweigen ein absterbendes Stüd sich bemerkbar macht. Der Stamm hat einen Meter über dem Erdboden einen Umfang von 595 Centimetern, in einer Höhe von acht Metern theilt er sich in vier Aeste, deren jeder einen Baum von bemerkenswerther Dicke und Länge vorstellen könnte, denn der ganze Baum hat eine Höhe von über 32 Metern und überragt daher weit die nur noch 20 Meter hohe, übrigens im Absterben begriffene Königseiche zu Nieder-eimer bei Arnberg. Die Krankenhaus-Verwaltung hat die Wirtschafts-Gebäude so weit von dem Baume aufgeführt, daß diesem keinerlei Schaden geschah, daß er dieselben mit seinem weiten Laubdach freundlich schützend überragt, und daß namentlich von dem Walburgerwall aus jeder Vorübergehende sich der kraftvollen Riesengestalt ungehindert erfreuen kann. —

Astronomisches.

— Komet Perine verschwunden. Dieser am 16. Oktober entdeckte Komet sollte seinem Laufe am Himmel und seiner bedeutenden Helligkeit zur Zeit der Entdeckung zufolge noch lange Zeit dem bewaffneten Auge sichtbar bleiben. Indes zeigte es sich bald, daß derselbe von der achten Größenklasse, die der Entdecker angab, rasch zu schwächeren Größenklasse übergang; dann verschwand der in den ersten Tagen so hell und deutlich sichtbare Stern, und am 30. Oktober, dem letzten Abend, von dem Beobachtungen vorliegen, war er nur mehr ein Nebelwisch, in dem man äußerst schwer die Lage des Sternes finden konnte. Während der Vollmondszeit wurden die Beobachtungen wie immer eingestellt und jetzt, wo es wieder möglich wäre, den Kometen am dunklen Himmel zu finden, ist an der Stelle, wo er stehen sollte, absolut nichts zu sehen. Es ist demnach anzunehmen, daß in diesem Kometen eine plötzliche Lichtentwicklung, ein Ausflammen von sehr kurzer Dauer vor sich gegangen ist, ähnlich wie es im Jahre 1892 der Komet Holmes gezeigt hatte, und daß er in normalem Zustande uns unsichtbar ist. Man kann aber aus diesem Beispiele schließen, daß es eine Menge Kometen giebt, welche die Sonne umkreisen, die wir aber aus gleichem Grunde nicht wahrnehmen können. Dieses Ausflammen erklärt auch den Umstand, daß der Komet nicht schon früher entdeckt worden ist. —

Technisches.

— Luft-Torpedo. Der Schießwaffen-Techniker Hiram J. Maxim hat ein Pulver erfunden, dessen langsames Verbrennen es gestattet soll, Sprenggeschosse damit ganz gefahrlos abzufeuern; es soll zahlreiche Durchbohrungen enthalten und ist daher vom Erfinder mit dem Namen poudre multiperforée belegt worden. Maxim will nun Geschütze von 60 Centimeter Kaliber bauen, welche durch das neue Pulver dünnwandige Geschosse 15 Kilometer weit zu schleudern im Stande sein sollen. Das bedeutet, nach seiner Ansicht, das Ende der Panzerflotten, an deren Stelle die beweglichen mit seinen Geschützen ausgerüsteten Torpedoboote treten würden. —

Humoristisches.

— Neugeprägtes: „Es ist doch nicht wie bei Volle: katholisch, und gleich raus!“ —

— Alle Neuene! In der Bodenseegegend machte ein Regellklub kürzlich eine „Sausersfahrt“. Die Ankunft in Walzenhausen erfolgte um 9 Uhr. Der Wortführer hatte beim Einmarsch folgenden klugen Einfall: 9 Uhr ist es, 9 Mann sind wir und ein Regellklub auch, wollen wir also in der Anstellung eines Regellclubs in das Dorf einmarschiren! Als sie solchergestalt einem Appenzellerbüblein begegneten, das den Aufzug verwundert anblinnte, rief ihm der Erste im Ries zu: „He Bub, was meinst, das wir sind?“ Nach kurzem Befinnen und allgemeiner Spannung antwortete er in überlegenem Tone: „Nomma gad nüschär!“ (nicht mehr gerade nüchtern). Das lebendige Ries ging sofort aus dem Leim; das Büblein hatte alle Neuene getroffen. —

Vermischtes vom Tage.

— Das ehemalige „Hotel Danzig“ und das Spritzenhaus in Dirschau sind niedergebrannt. —

— Ein regelrechtes Habersfeldtreiben ist an einem der letzten Abende in Mühenich im Kreise Montjoie gehalten worden; 30 bis 40 Personen betheiligten sich daran. —

— Die nach Spitzbergen abgegangene Expedition, die den Ursprung der im Eisfjord gehörten angeblichen Nothschreie aufklären sollte, ist nach Tromsö zurückgekehrt, ohne etwas auf die Anwesenheit von Menschen Hindeutendes gesehen oder gehört zu haben. —

— In der vorigen Woche sind in Oesterreich zwei Nonnen aus ihren Klöstern entwischt. Die eine brannte allein durch, die andere ließ sich von ihrem Liebhaber entführen, den sie im Krankenhaus kennen gelernt hatte. —

— Ein sehr heftiger, drei Sekunden dauernder Erdstoß wurde am Montag früh in Stein bei Laibach verspürt. Schaden ist durch denselben nicht verursacht worden. —

— In Budapest stieß am Sonnabend ein Wagen der elektrischen Straßenbahn mit einem Lastwagen zusammen; vier Personen wurden schwer, acht leicht verletzt. —

— Zwei Rekruten, die sich während der Fahrt von Laval nach Versailles zum Fenster hinausgelehnt hatten, wurden von einem vorbeifahrenden anderen Zuge erfasst und enthauptet. —

— Die größte und älteste Eiche Frankreichs befindet sich in einem Walde des Ardèche-Departements. Sie mißt an ihrem Fuße 11,50 Meter im Umfang. Kürzlich wurde einer ihrer untersten Aeste entfernt. Dieser hatte einen Umfang von 3 Metern. —

— In Melbourne ist ein ganzes Häusergeviert, das vorwiegend Textilwaaren-Lager enthielt, niedergebrannt. Der Schaden wird auf 20 Millionen Mark geschätzt. —

— Durch einen Sturm wurde in der Freitag-Nacht der nordwestliche Theil der Kolonie Victoria (Australien) verheert. Viele Menschen sind verunglückt. Mehrere Städte wurden verwüstet. Im Bezirk Wimmera sind viele Kirchen und hervorragende Gebäude in Trümmer gelegt. —